

### Friedrich Hebbel: Herbstbild

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!  
Die Luft ist still, als atmete man kaum,  
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,  
Die schönsten Früchte ab, von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!  
Dies ist die Lese, die sie selber hält,  
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,  
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Friedrich Hebbel ist als Dramatiker nicht nur den Literaturhistorikern bekannt, auch heute noch werden seine Dramen aufgeführt und erfreuen sich bei einem größeren Theaterpublikum einer nicht geringen Beliebtheit. Dass Hebbel jedoch auch, und dies noch bevor er Dramen schrieb, als Dichter von lyrischen Gedichten hervorgetreten ist, wissen viele der Theaterbesucher nicht. Zwar ist Hebbel kein lyrisches Naturtalent wie Goethe, Hölderlin, Eichendorff, Brentano, Mörike, Trakl oder Rilke, aber gelegentlich sind auch ihm Gedichte von innerer Vollkommenheit gelungen. Eines dieser Gedichte, vielleicht das bekannteste dieser Art, ist das Gedicht „Herbstbild“.

Die erste Strophe dieses Gedichts beginnt mit einer lapidaren Feststellung: „Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!“ Darin wird zum Ausdruck gebracht, dass der in dem Gedicht beschriebene Tag ein besonderer Tag während der Jahreszeit des Herbstes ist, der sich von den übrigen Herbsttagen unterscheidet. Auf das Besondere dieses Tages macht den Leser schon am Anfang des Gedichts das hinweisende „Dies“ aufmerksam. Der Vergleich „wie ich keinen sah“, der auf die Feststellung „Dies ist ein Herbsttag“ hin folgt, verstärkt das Einzigartige dieses Herbsttages und berichtet, dass der Dichter etwas Ähnliches bisher noch nie erlebt hat. Bereits zu Beginn des Gedichts gibt sich das Ich als Sprecher und Beobachter der Szene zu erkennen. Bescheiden verbirgt es sich in dem „ich“ des Vergleichssatzes. Neben dem „ich“ ist die Person des Sprechers versteckt jedoch auch schon in dem „Dies“ am Anfang des Verses enthalten, denn ein solcher Hinweis kann nur von einem Ich, das spricht und beobachtet, geäußert werden. Schon im ersten Satz zeigt sich, wie genau in diesem Gedicht beobachtet wird, auch wie stark das logische Element ist, das überall in diesem Gedicht wahrgenommen werden kann; denn dieser Herbsttag wird mit anderen Tagen dieser Jahreszeit verglichen und von ihnen unterschieden.

Im zweiten Vers wird berichtet, dass es an diesem Herbsttag völlig windstill ist, so still, dass man sogar seinen Atem kaum mehr hören kann. Ähnlich wie der erste ist auch der zweite Satz gebaut: einer sehr knappen Feststellung, die auch hier aus einem Subjekt, dem Prädikat „ist“ und erneut einem Prädikatsnomen besteht, reiht sich wiederum ein Vergleichssatz an. Wie im ersten Satz enthält dieser in dem „kaum“ eine Verneinung, wenn sie hier auch leicht

abgeschwächt ist („keinen“ - „kaum“). Das sprechende Ich verbirgt sich nun hinter einem verallgemeinernden „man“, das die Beobachtete aus der ganz subjektiven Beobachtung löst und ihm die Bedeutung einer allgemeingültigen Feststellung gibt. Auch in diesem Vers werden bestimmte Fakten in eine feste Beziehung zueinander gebracht. Es wird auch hier so darauf hingewiesen, dass in diesem Gedicht die genaue Beobachtung und der schließende Verstand Vorrang vor den Gefühlen hat.

In den zwei nächsten Versen der Strophe 1 wird berichtet, dass die reifen Früchte von den Bäumen auf die Erde herabfallen und dies deutlich im Umfeld einer gewissen Entfernung von Beobachter zu hören ist. Auf die beiden sehr kurzen Sätze zu Beginn der Strophe folgt hier ein längerer Satz. Er umfasst zwei Verse. Dieser Satz ist durch ein „Und“ mit den beiden vorangehenden Sätzen verbunden. Mit Hilfe dieser Verknüpfung rundet sich das Geschilderte zu einem Ganzen. Mit dem „dennoch fallen raschelnd“ wird das vorher Gesagte, dass die Landschaft an diesem Tag ganz still und fast ohne Bewegung daliegt, leicht eingeschränkt: überall in der Nähe, aber auch von etwas weiter her ist ein leises Rascheln, das Rascheln der fallenden Früchte, der Äpfel und Birnen, zu hören.<sup>1</sup> Somit ist es dennoch nicht totenstill, wie man bisher annehmen konnte. Plötzlich kommt Bewegung in das Bild, das dem Leser bisher wie ein Stilleben erschienen ist. In das Unbewegliche und nur Geschaute tritt ein Vorgang, der sich von Zeit zu Zeit wiederholt, der nicht gesehen, aber doch gehört wird. Indem mit dem Adverb „dennoch“ ein gewisser Gegensatz zu dem anfangs Geschilderten auch semantisch hervorgehoben wird, zeigt sich hier ebenfalls wieder das logische Element, das Inhalt und Stil des Gedichts prägt. Hebbel stellt scheinbar Gegensätzliches dar und vereint es zu einem einheitlichen Bild. Auf diese Weise sucht er sich dem Wunderbaren dieses Ereignisses zu nähern. Darin wird auch hier der Dramatiker sichtbar. Mit einer im Detail genauen Schilderung sucht Hebbel auch hier das Besondere dieses Ereignisses zu erfassen. Deutlich kommt die Exaktheit, mit der die Ereignisse beschrieben werden, in den beiden adverbialen Bestimmungen „raschelnd“ sowie „fern und nah“ zum Ausdruck, die dem Prädikat eigens hinzugefügt werden und das Fallen der Früchte genau schildern. Insbesondere die letzte adverbiale Bestimmung weist darauf hin, wie genau beobachtet und beschrieben wird. Der Superlativ in dem Ausdruck „die schönsten Früchte“ grenzt die hier angesprochenen Früchte scharf von denen ab, die an anderen Tagen vom Wind angestoßen von den Bäumen fallen. Er hebt hervor, dass die Früchte, die hier fallen, ganz ausgereift sind. Eine weitere, dritte adverbiale Bestimmung „von jedem Baum“ ist nachgestellt. Sie steht am Ende des Satzes und des Verses und ist darum stark betont.

---

<sup>1</sup> Damals waren vor allem Äpfel und Birnen die Baumfrüchte, die im Herbst in den Gärten und auf Wiesen und Feldern geerntet wurden.

Nur die schönsten Früchte fallen gänzlich gereift, dies aber geschieht überall, bei jedem der Bäume, wie man weit und breit sehen und vor allem hören kann. Auch dies zeigt erneut, wie genau der Dichter das Geschehen beobachtet und wie exakt er es beschreibt.

Neben einer sehr genauen Beschreibung der Ereignisse zeigt sich gleichfalls ein Hang zur Schilderung von einzigartig Schönem. Er wird von Merkmalen begleitet, wie sie schon früher im Barock üblich waren. Diese Neigung zeigt sich deutlich in den zwei Vergleichen am Ende der beiden ersten Verse: in dem Gliedsatz „wie ich keinen sah“, der sich auf den Herbsttag bezieht, und in dem Gliedsatz „als atmete man kaum“, der die absolute Windstille genauer beschreibt. Ebenfalls macht sich der Hang zum Einmaligen und Erlesenen innerhalb des erweiterten Subjekts „Die schönsten Früchte“ in dem Superlativ „schönsten“ bemerkbar, der auch als Elativ, als „sehr schöne (Früchte)“, aufgefasst werden kann.

Trotz einer im einzelnen genauen Beschreibung dessen, was geschieht, verharrt die Schilderung nur bei dem, was sich an diesem besonderen Tag allgemein an allen hier genannten Objekten vollzieht; die Objekte, an denen sich die exakt beschriebene Handlung ereignet, werden nur als Gesamtheit gesehen. Nirgendwo geht der Dichter auf einen einzelnen Gegenstand näher ein, beschreibt er ihn als einzelnes Objekt genauer: Die Gegend, die beobachtet wird, wird ganz allgemein als „fern und nah“ bezeichnet, von einem näher bestimmten Ort ist nicht die Rede. Auch von „Früchten“ wird nur allgemein gesprochen, nicht von einer besonderen Art derselben oder gar von einer einzelnen Frucht. Trotz der Vereinzelung des Gegenstandes meint auch der Ausdruck „von jedem Baum“ die Gesamtheit der Bäume, deren Rascheln gehört werden kann. Das genau Beobachtete im Geschehen dieses Tages gilt für die Objekte, die beschrieben werden, stets als Objekte in der Gesamtheit. Auch wenn die Stimmung an diesem Herbsttag treffend beschrieben ist, haftet der Schilderung etwas Abstraktes an. Dies widerspricht dem tieferen Wesen eines lyrischen Gedichts. Denn erst im konkret Geschauten des Einzelnen und Besonderen erfasst man in einem echt lyrischen Gedicht das Überindividuelle, das allgemeingültige Werte vermittelt. Dies kennzeichnet den wirklichen Lyriker und unterscheidet ihn u. a. vom Dichter einer Gedankenlyrik. In diesem Gedicht jedoch geht die exakte Einzelbeobachtung bei dem, was geschieht, mit den Objekten, die nur in ihrer Gesamtheit beschrieben werden, eine eigenartige Verbindung ein. Widersprüchliches wird hier miteinander verquickt. Darum bleibt das Ganze in diesem Gedicht in vielem abstrakt, es lässt als Ganzes tiefere Empfindungen nicht aufkommen.

Die zweite Strophe beginnt mit einer Aufforderung. Mit dem „stört ... nicht“ (2. Person Plural) richtet sich der Dichter nicht an den einzelnen Leser, sondern an ein breiteres Publikum, das er unbewusst vor Augen hat - ein Zug, der wie auch bereits manches andere in diesem Gedicht auf den Dramatiker hinweist.

Die Leser in ihrer Gesamtheit werden hier aufgefordert, dieses Ereignis, „die Feier der Natur“, durch ihr Dazwischentreten nicht zu stören. Denn das Fallen der reifen Früchte vollzieht sich ganz von selbst, ohne jeden Einfluss von außen. Darum soll auch der Mensch nicht in diesen Vorgang eingreifen. Das Objekt in Vers 1, das „sie“, wird am Ende von Vers und Satz noch einmal genauer als „die Feier der Natur“ bezeichnet. Dieser Ausdruck, eigentlich eine Apposition zu dem Pronomen „sie“, ist aus dem Satz herausgestellt. Als eine Folge dieser Herausstellung wird er als das eigentliche Objekt, dem die Aufmerksamkeit gilt, besonders hervorgehoben: es ist dies eine seltene Feier. Auch hier wird nicht von einem einzelnen Gegenstand, es wird von der Natur allgemein gesprochen. Das Wort „Feier“ betont das Festliche dieses Ereignisses. Im nächsten Satz, der den Vers 2 ausfüllt, folgt die Begründung für die Aufforderung in Vers 1: an diesem Tag erfolgt eine besondere Auslese der Früchte, die die Natur selbst vornimmt. Sehr deutlich weist das hinweisende Fürwort „Dies“ auf den Vorgang hin, der bereits in der ersten Strophe in den Versen 3 und 4 berichtet wird.<sup>2</sup> Das „sie selber“ als Subjekt des ergänzenden Gliedsatzes zeigt, dass die Natur diesen Vorgang ganz eigenständig bewirkt. Wie im ersten Vers der Strophe 1, folgt auch hier dem hinweisenden „Dies“ das Prädikat „ist“. Als dazugehöriges Prädikatsnomen reiht sich der Ausdruck „die Lese“ an das „Dies ist“ an. Wie in Vers 1 der ersten Strophe weist der Bau dieses Satzes, (Subjekt + Prädikat (Kopula) + Prädikatsnomen, auf das stark Feststellende und das logisch Verbindende in der Aussage dieses Gedichts hin.<sup>3</sup> Das Wort „Lese“ klingt wie vieles andere in diesen Versen gewählt.

In den beiden Schlussversen des Gedichts wird abschließend noch einmal festgestellt: die einzelnen Früchte lösen sich ganz von selbst von den Bäumen, die Sonne bewirkt ihre Reifung, und allein als Folge davon brechen die Früchte von den Zweigen der Bäume ab und fallen auf die Erde. Auf die beiden kurzen Sätze mit einer nachgestellten Apposition oder einem angefügten Relativsatz folgt wie in der ersten Strophe ein längerer Satz, hier ein Satzgefüge. Es enthält die Begründung oder den Beweis, dass die Auslese an diesem Tag etwas Besonderes darstellt: denn von den Zweigen der Bäume löst sich nur, was als Folge

---

2 Man vergleiche diesen Satz mit dem Satz: „Es ist die Lese, die sie selber hält“, der auch möglich gewesen wäre, dann bemerkt man den starke Hinweisscharakter, den das „Dies“ in Bezug auf die Verse 3 und 4 der ersten Strophe hat.

3 Auch hier zeigt sich wieder, wie stark das Gedicht von einer logischen Denkweise durchformt ist. Hans Glinz bezeichnet die Wortfolge: Subjekt, sein als Prädikat und darauf folgend eine Gleichgröße (= Prädikatsnomen) als Gleichsetzungs- oder Denkbild. Glinz stellt fest, dass diese Art der Satzkonstruktion stark von den Gedanken und von der Logik geprägt ist. Siehe: Hans Glinz: Der deutsche Satz, Wortarten und Satzglieder wissenschaftlich gefasst und dichterisch gedeutet, Düsseldorf 1957, S. 163.

des milden Strahls der Sonne abgetrennt wird, was ganz reif ist. Eingeleitet wird der Satz durch das begründende „Denn“. Das „nur / Was“ am Ende von Vers 3 und am Anfang von Vers 4 ist einschränkend, wirkt ähnlich dem „kaum“ und dem „die schönsten Früchte“ in Strophe 1. Es zeigt erneut, wie stark vom Gedanklichen geprägt, aber auch zum Erlesenen hinneigend der Stil Hebbels ist. Die Sonnenstrahlen werden mild genannt. Sie sind im Herbst nicht mehr stehend wie noch im Sommer. Neben dem Ausdruck „die schönsten (Früchte)“ ist „mild“ das einzige Adjektivattribut in diesem Gedicht. Diese Erweiterung des Substantivs durch ein Attribut ist in beiden Fällen notwendig, sie charakterisiert, sie malt nicht aus. Hebbel spricht nicht von einem „Sonnenstrahl“, er zerlegt das Wort in das Nomen und ein dazugehöriges Genitivattribut, in „Strahl der Sonne“: dies wirkt betonter als die Wortzusammensetzung. Aus demselben Grund verwendet er - man möchte fast sagen ausnahmsweise - den Singular „Strahl der Sonne“ (Synekdoche) statt des gemeinten Plurals „Strahlen der Sonne“. Denn der Singular wirkt anschaulicher als der Plural.

Verschiedentlich hat man in diesem Gedicht das Bild des Herbstes als Symbol für den Tod und die Vergänglichkeit des Lebens aufgefasst.<sup>4</sup> Es mag dies für Hebbel vielleicht mit ein tieferer Sinn dieses Gedichts gewesen sein, denn bei Hebbel war der Gedanke an den Tod von großer Bedeutung. Doch besitzen der Tod und das Vergängliche hier nicht den gleichen Wert wie in dem Gedicht „Sommerbild“, wo eine Rose durch den zarten Luftzug eines Flügelschlages in Stücke zerfällt, weil ein Schmetterling vorbeifliegt und den Luftzug auslöst. Dort wird auf den Tod hingewiesen, hier nicht. Das Abfallen der Früchte, die bis ins Letzte gereift sind, das Schildern der letzten schönen Tage des Jahres, bevor es Winter wird, erinnern nur in einem weiteren Sinn an das Sterben in der Natur und an das Sterben des Menschen. Doch stirbt die Natur hier nicht ge-

---

4 S ieh: Helmut Mann unter Mitarbeit von Carola Günther-Bartuzat und Reinhold Auel: Deutsch. Lehrplan - Vorbereitung - Unterricht. 1. Teilband: Einführung in Drama, Epik, Lyrik, Anekdote, Fabel, Kalendergeschichte, Schwank, Märchen, Sage, Legende. Weinheim, Berlin, Basel 1971, S. 53-54. Siehe zu diesem Thema des Todes in Hebbels Gedicht auch: Rolf Schneider: Wachstum und Vergänglichkeit. In: Marcel Reich-Ranicki (Hrsg.): Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen. Bd. 5. Frankfurt a. Main, 2. Aufl. 1980, S. 110-112.

Rudolf Knauf in „Friedrich Hebbel *Herbstbild*“ sieht dagegen in dem Gedicht Hebbels eine Verbindung von Leben und Tod. Leben und Tod sind bei R. Knauf die beiden Pole des Gedichts, die in der Vorstellung von der Lese (= Ernte) vereint werden. Nach Knauf symbolisiert auch die Verwendung des Kreuzreims das Verschmelzen von Leben und Tod zu einer sich verbindenden Einheit. Rudolf Knauf: Friedrich Hebbel *Herbstbild*. Erschienen in: Jörg Hienger und Rudolf Knauf: Deutsche Gedichte von Andreas Gryphius bis Ingeborg Bachmann. Eine Anthologie mit Interpretationen. Göttingen 1969, S. 121-122.

waltsam. Aus eigenem Trieb lösen sich die Früchte von den Bäumen, sie tragen neues Leben in sich. Wegen ihrer Stille regen die letzten milden Herbsttage zu einem tieferen Nachdenken an, vielleicht erwecken sie im Betrachter ein Gefühl des Abschieds, sie erinnern ihn aber nicht direkt und überwiegend an den Tod. Die Ernte ist eine Folge der Saat und hinterlässt im Menschen Dank, aber keine Trauer. Sie zeigt, dass das Leben und Wirken auf dieser Erde einen Sinn hat.

Auch bei der Betrachtung der übrigen Stilmittel fällt immer wieder auf, wie stark die Verse gedanklich durchformt sind. Fast überall werden die Gefühle von einem vernunftbestimmten Argumentieren begleitet. Ständig begründet das berichtende Ich, was es vorher beobachtet hat, vergleicht es das Beobachtete mit anderen Fakten und Erlebnissen oder zeigt Gegensätzliches in den Ereignissen auf, schränkt ein. Es beschreibt genau. Konjunktionen sind häufig, sie vergleichen, betonen einen Gegensatz oder begründen. Der Ausruf im ersten Vers der zweiten Strophe enthält eine fiktive Aufforderung, er drückt kein Gefühl aus.

Die Überschrift „Herbstbild“ kann täuschen: der Dichter malt nicht. Das zeigt sich schon an dem sparsamen Gebrauch der Adjektivattribute. Als Prädikat der Hauptsätze kommt mehrfach das Wort „ist“ vor. Dies zeigt, dass in diesem Gedicht mehrfach etwas nachdrücklich festgestellt wird: „Dies (das Beobachtete) ist ein Herbsttag“ oder „Die Luft ist still“ (Strophe 1, Verse 1 und 2) oder aber „Dies (das Abfallen der reifen Früchte) ist die Lese“ (Strophe 2, Vers 2). Das Gesagte ist weniger von Gefühlen durchdrungen als logisch durchdacht. Das Demonstrativpronomen „Dies“ wirkt in ähnlicher Weise, es ersetzt ein konkreteres Substantiv oder einen konkreter wirkenden Subjektsatz. Die gleiche Wirkung geht von der Ausgliederung des eigentlichen Objekts „die Feier der Natur“ aus. Auch die beiden Vergleichssätze in den beiden ersten Versen der ersten Strophe und der Relativsatz im zweiten Vers der zweiten Strophe erwecken ähnlich dem vorher Erwähnten den Eindruck, stärker gedacht als von Gefühl eingegeben zu sein.

Der Ort des Geschehens wird nicht genannt, es kann ein Feld, eine Wiese oder ein Garten sein. Erst recht wird kein bestimmter Platz erwähnt, an dem sich die Geschehnisse ereignen. Obwohl es sich um ein sehr seltenes Ereignis handelt, das vom berichtende Ich, wie es behauptet, bisher noch nie gesehen worden ist, bleibt das Geschilderte im Hinblick auf den besonderen Tag im Herbst beim Allgemeinen. Das Ereignis wird auf das rein Wesentliche beschränkt. Alles Zufällige, das nicht zum Wesentlichen gehört, wird weggelassen, darauf kommt es hier nicht an.

Das Geschehen wird im Präsens berichtet. An Prädikaten kommen das „ist“ (dreimal), das „sah“ (Präteritum), „atmete“ (Konjunktiv II), „fallen ab“, „stört“ (Imperativ), „hält“, „löst und „fällt“ vor. Sehen wir von dem Präteritum „sah“, mit dem ein kurzer Blick in die Vergangenheit geworfen wird, dem Konjunktiv „atmete“ und dem Imperativ „stört“ ab, dann bleiben nur Prädikate in der Zeitform des Präsens, bei denen vor allem das „ist“ die Gegenwart stark hervorhebt.

In der ersten Strophe wird das Geschehen als gegenwärtig berichtet. In einer Art Mauerschau schildert der Dichter den Vorgang, als ob er ihn augenblicklich sähe und dem Leser sogleich mitteile. Der Leser soll, was geschieht, als gegenwärtig vor Augen haben und miterleben. In der zweiten Strophe wird das Ereignis bewertet, deshalb kommt hier allein schon aus diesem Grund nur die Zeitform des Präsens in Frage, da diese Bewertung eine bleibende Allgemeingültigkeit beansprucht. Daneben weist der Gebrauch des „ist“ darauf hin, dass in der Hauptsache ein Zustand dargestellt wird. Auch die übrigen Prädikate im Präsens „hält“, „löst“ und „fällt“ schildern einmalige Handlungen, aber diese ereignen sich immer wieder und geben damit ebenfalls, obwohl sie Handlungen beschreiben, einen Zustand an, der längere Zeit andauert. Darum ist auch hier das Präsens als Zeitform angebracht.

Dass die Aussage innerhalb dieses Gedichts stark durch Gedanken geprägt ist, zeigt sich u. a. auch darin, dass Hebbel keine echten Metaphern verwendet. Nur einmal in dem Ausdruck „Strahl der Sonne“, wenn der Singular anstatt des Plurals gesetzt ist, erscheint eine Synekdoche, keine Metapher im engeren Sinn. Das Gedicht als Ganzes jedoch besitzt durchaus symbolischen Charakter: es soll daran erinnern, dass alles in der Natur seinen Sinn hat, auch das Ende des Lebens, wenn dieses Leben in sich erfüllt ist. Die vielen adverbialen Bestimmungen in den Versen 3 und 4 der ersten Strophe beschreiben das Geschehen genau, sie lockern die Strenge der Gedankenführung, wie sie sich innerhalb der Sätze zeigt, sie lenken den Blick deutlich auf das, was sich im Augenblick ereignet. Dennoch verliert man nie den Eindruck, dass alles mehr durchdacht als empfunden ist.

Es fällt auf, dass in diesem Gedicht viele einsilbige Wörter vorkommen. Sehen wir von den Versen 3 und 4 der ersten Strophe ab, dann sind in den übrigen Versen, selbst was die Anzahl der Silben betrifft, die einsilbigen Wörter in der Überzahl. Bei den mehrsilbigen Wörtern handelt es sich fast ausschließlich um zweisilbige Wörter. Nur einmal in dem Prädikat „atmete“ erscheint ein dreisilbiges Wort. Die einsilbigen Wörter verleihen der Sprache Bestimmtheit, denn die einzelnen Silben sind in sich geschlossen und fließen beim Sprechen nicht ineinander, wie dies in der Regel bei zwei- und mehrsilbigen Wörtern geschieht. Oft enden die einsilbigen Wörter geschlossen auf einem Konsonanten.<sup>5</sup> Die Stellen des Gedichts, an denen die zweisilbigen Wörter stehen, sind Stellen, an denen die Schilderung lebendiger wirkt, die weniger auf Gedankliches hin ausgerichtet sind. Dies ist vor allem in den Versen 3 und 4 der ersten Strophe der Fall.

Vom Bau der Sätze her gesehen sind die beiden Strophen ähnlich gebaut.

---

5 Offen enden die folgenden Wörter: „wie“, „sah“, „nah“, „die“, „O“ und „sie“. Elfmal im ganzen enden die soeben genannten einsilbigen Wörter offen.

Auch dies verstärkt den Eindruck eines streng in sich geordneten Aufbaus. Die beiden ersten Verse enthalten jeweils zwei kurze Sätze. Sie bestehen aus einem Hauptsatz, dem ein kurzer Gliedsatz oder eine nachgestellte Apposition folgt. Auf diese Weise werden die Verse in ihrer Mitte in zwei Hälften geteilt. In den Hauptsätzen am Vers- und Satzanfang herrscht ein strenger Parallelismus: Dem Subjekt folgen in Strophe 1, Vers 1 und 2 sowie in Strophe 2, Vers 2 das Prädikat „ist“ und das Prädikatsnomen. Der Satz im ersten Vers der Strophe 2 besteht aus einer Aufforderung; dort reiht sich an den ersten Teil des Satzes die vom Bezugswort „sie“ abgetrennte Apposition. Auch dort ist, wie in den drei vorher genannten Sätzen, der Satz in der Versmitte in zwei Teile geteilt. Mit Ausnahme dieses Aufforderungssatzes sind alle übrigen Sätze Aussagesätze. In jeder der beiden Strophen erstrecken sich die beiden ersten Sätze nur über einen einzigen Vers. Im Gegensatz dazu besitzen die Verse 3 und 4 jeweils einen längeren Satz oder ein Satzgefüge. Jedoch auch hier liegen starke Einschnitte am Ende von Vers 3, so dass das Enjambement zwischen Vers 3 und Vers 4 sich als rhythmischer Einschnitt nur mittelstark auswirkt. In den Versen 3 und 4 ist der Rhythmus in beiden Strophen fließender. Hier kommt Bewegung in das Bild: es wird ein Handeln beschrieben. Die Sätze der Verse 3 und 4 sind durch eine verbindende Konjunktion „Und dennoch“ oder „Denn“ an den vorangehenden Satz angebunden. Sie betonen entweder den Gegensatz zu dem vorher Gesagten (Strophe 1) oder sie begründen, was vorher berichtet worden ist (Strophe 2). Dass die Sätze in den Versen 3 und 4 jeweils an den Satz 2 (von ihrer Aussage her aber auch an die beiden Sätze in den Versen 1 und 2) angebunden sind, zeigt sich u. a. auch darin, dass nach Vers 2 jeweils ein Komma, kein Punkt oder ein punktähnliches Satzzeichen steht. Ein solches wäre vor dem „Und dennoch“ (Strophe 1) und dem „Denn“ (Strophe 2) möglich.

Man kann zwischen den beiden ersten Versen der ersten und dem zweiten Vers der zweiten Strophe sowie zwischen den zwei Schlussversen beider Strophen noch weitere Gemeinsamkeiten feststellen, die als solche miteinander verglichen werden können. Die Verse 1 und 2 der Strophe 1 sowie Vers 2 der Strophe 2 enthalten Feststellungen. In den beiden Schlussversen wird jeweils ein Zustand beschrieben, der zugleich ein Handeln ist: in beiden Strophen fallen in den Schlussversen die reifen Früchte ohne eine äußere Einwirkung von den Bäumen. Die Verse 3 und 4 begründen das vorher in den Versen 1 und 2 Festgestellte. Einen echten Durchbruch der Gefühle lässt dieses Gleichförmige innerhalb der beiden Strophen nicht zu. Die Distanz zu den Dingen bleibt gewahrt. Es zeigt sich in beiden Strophen, und hier vor allem in den Versen 1 und 2, ein gewisser Hang zum Elitären, wie ihn das Bildungsbürgertum zur Zeit der ausgehenden Klassik liebte. Bei Hebbel mischen sich Elemente der deutschen Klassik mit Elementen des bereits beginnenden Realismus.

Die Satzstellung ist der Stellung in Prosatexten ähnlich. Nur an zwei Stellen kommen Satzumstellungen vor, wie sie auch sonst nur in Versen zu finden sind:

Die adverbiale Bestimmung „von jedem Baum“ (Strophe 1, Vers 4) und das „nur“ (Strophe 2, Ende Vers 3) sind nachgestellt und werden damit in ihrer Bedeutung stark unterstrichen. Die Apposition „die Feier der Natur“ ist ebenfalls von ihrem Bezugswort „sie“ getrennt und ans Ende des Satzes gestellt. Dies aber erscheint auch verschiedentlich in der gehobenen Prosa. Auch wegen der Satzstellung, die weitgehend der Stellung in der Dichtung der Prosa gleicht, ist die Stimmung trotz des idyllischen Charakters der Ereignisse nicht stimmungsvoll romantisch, sie wirkt eher realistisch.

Der Vers ist der fünffüßige Jambus, ein Vers, der auch im Drama häufig Verwendung findet. Dieser Vers passt sich leicht der jeweils geschilderten Situation und der darin geschilderten Stimmung an, er wirkt weniger klangvoll als vierhebige Verse. Der Reim ist in allen Versen männlich. Weil er einsilbig ist und nur eine Hebung, aber keine Senkung hat, wirkt er fest und bestimmt. Der Kreuzreim bindet die Verse überkreuz aneinander und formt die Strophe zu einer Einheit. Er ist kein Reim, der wie der Paarreim sehr einfach ist, er ist jedoch auch kein kunstvoller Reim. Da die Verse jeweils mit einer Hebung enden und mit einer Senkung beginnen, gehen sie gefugt ohne größere Pause ineinander über. Dies alles kommt dem sachlich schildernden Ton des Gedichts entgegen. Von sich aus entwickeln die Verse nur einen geringen Eigenklang. Dies liegt an der Länge der Verse und an den rhythmischen Einschnitten, die in den Versen 1 und 2 der ersten und in den Versen 1, 2 und 3 der zweiten Strophe in der Mitte des Verses liegen, in den Versen 3 und 4 der Strophe 1 und in Vers 4 der Strophe 2 weiter nach hinten hin verschoben sind. Regelmäßig wechseln Hebung und Senkung miteinander ab, der Rhythmus ist streng alternierend. Leicht schwebende Betonungen kommen nur im ersten Takt der Verse 1 und 2 der zweiten Strophe vor. Dies bewirkt, dass der Rhythmus ruhig und ohne Störung dahin schreitet.

In den ersten beiden Versen steigt in jeder der beiden Strophen der Rhythmus bis zum rhythmischen Einschnitt in der Zeilenmitte, dann fällt er zum Vers- und Satzende hin ab. In den beiden Schlussversen der Strophen steigt in Vers 3 der Rhythmus und fällt in Vers 4. Somit gleichen die beiden Strophen sich auch im Rhythmus. Auch darin zeigt sich das Durchdachte, das nahezu Durchkonstruierte in der Gestaltung dieses Gedichts. Dennoch wirkt das Gedicht als Ganzes nicht eintönig, denn beide Strophen haben innerhalb des Gedichts eine unterschiedliche Funktion: die erste der Strophen beschreibt einen bestimmten Zustand, die zweite deutet das in Strophe 1 Beschriebene.

Auch die Gestaltung der Laute betont, dass die Verse stark von Gedanken geprägt sind. Ebenfalls wird mit Hilfe der Laute in diesem Gedicht das stark Hinweisende unterstrichen, das zusammen mit dem Aufzeigen und Hindeuten auch belehrend wirkt.

Der erste Vers der Strophe 1 wird, wie bereits erwähnt, durch einen rhythmischen Einschnitt genau in der Mitte des Verses in zwei gleich lange Hälften

geteilt. Die Reihenfolge der Vokale ist in den beiden Vershälften die gleiche: *i - i - ei - e - a : i - i - ei - e - a*. Doch ist der Klang der Vokale in den zwei Vershälften leicht abgeändert. Der Unterschied besteht darin, dass die Betonung der Vokale in den zwei Vershälften jeweils eine andere ist. Die Vokale, die im ersten Teil des Verses in akzentuierten Silben stehen, sind im zweiten Teil in Silben zu finden, die in Senkungen liegen und darum schwächer betont werden, und umgekehrt. In Vers 2 der Strophe 1 fällt dem Ohr im ersten Teil des Verses das häufige Vorkommen des *i* (in drei Silben), im zweiten Teil das gehäufte Auftreten des *a* (ebenfalls in drei Silben) auf. Beides unterstreicht auf seine Weise die atemlose Stille. Vor allem das kurze geschlossene *i* in „*ist still*“, das in zwei aufeinander folgenden Silben steht, betont das Lautlose mitten am Tag. Das *a* in „*als atmete*“ im Anlaut von zwei Silben, die sich direkt aneinander reihen, unterstreicht im zweiten Teil des Verses, dass man kaum mehr zu atmen wagt, damit die Stille nicht gestört wird. Fast lautlos, ohne anlautende Konsonanten setzen mit dem Vokal *a* die beiden Wörter in dem „*als atmete*“ ein.

Auch in Vers 3 taucht das *a* dreimal in den Hebungen auf. Die Lautkombination des *a* und *sch* in dem „*raschelnd*“ wirkt lautmalend. Das *sch* ahmt das raschelnde Geräusch nach, das entsteht, wenn die schweren Äpfel und Birnen durch das vom Laub bedeckte Geäst herabfallen. Mit dem *a* in „*fallen raschelnd*“ wird außerdem lautsymbolisch das Herabfallen der Früchte nachgestaltet. Die Assonanz in diesem Ausdruck lenkt das Ohr des Lesers verstärkt auf diese Wörter hin. Im zweiten Teil des Verses 4 und damit zum Ende der Strophe hin sinkt die Klanghöhe der Vokale ab. Es geschieht dies im Zusammenhang mit der rhythmischen Fallbewegung. Es alliterieren in den Versen 3 und 4 „*fallen*“, „*fern*“ und „*Früchte*“, auch dies ahmt im Klang der Vokale das Fallen der Früchte nach. Zudem richtet dieser Gleichklang die Aufmerksamkeit des Hörers auf die genannten Wörter.

Im ersten Vers der zweiten Strophe wird das *O* des Ausrufs „*O*“, der am Versanfang steht, in dem *ö* des „*stört leicht abgetönt*. An das „*O stört*“ reihen sich drei *i* in Silben, die aufeinander folgen. Mit ihrem Gleichklang verstärken sie das Beschwörende des Ausrufs „*O stört sie nicht, die Feier der Natur!*“ In Vers 2 steigern die drei anlautenden *di* in „*Dies ist die Lese, die sie selber hält*“ zusammen mit den *i*-Lauten in den Wörtern „*ist*“ und „*sie*“ den stark hinweisenden Charakter in diesem Vers. Ein gleiches gilt von den beiden *s* in „*sie selber*“, die im Anlaut von zwei aufeinander folgenden Silben stehen (ebenfalls in Vers 2). Dadurch geht in Vers 2 von den Lauten und Silben eine stakkatohafte Wirkung aus. Sie wird dadurch noch verstärkt, dass die Wörter in Vers 2 fast alle einsilbig sind und die Hebungen und Senkungen, die beiden zweisilbigen Wörter „*Lese*“ und „*selber*“ ausgenommen, fast gleich stark betont werden. In Vers 3 sind die beiden Diphthonge *eu* und *ei* in „*heute*“ und „*Zweigen*“ sowie der Umlaut *ö* in „*löst*“ von Bedeutung. Sie geben diesem Vers einen milden, leicht verklärten Klang, der zu der Stimmung an diesen besonderen Herbsttag

passt. In den Hebungen des Verses 4 verleiht die Vokalfolge *o - i - a - o - ä* wegen der Breite in der Wahl der Vokale diesem Vers einen harmonisch ausgewogenen Klang. In den Versen 3 und 4 alliterieren mit dem *v/f* die Anlaute in den Wörtern „von“, „vor“ und „fällt“. Von diesem Gleichklängen geht jedoch kaum eine größere Wirkung aus, da diese Wörter mit Ausnahme des „fällt“ nur schwach betont werden, obwohl sie in Hebungen stehen.

Das stark gehäufte Vorkommen des Vokals *i* geschieht nicht aus reinem Zufall. Im Klang drückt dieser hellklingende Vokal lautsymbolisch das Freundliche, das idyllisch Feierliche dieses Herbsttages aus. Das *a* in der Strophe 1 stellt in Vers 2 auch im Klang, die atemlose Stille an diesem besonderen Herbsttag dar, in Vers 3 ahmt er lautmalend das raschelnde Fallen der Früchte nach, was beides bereits oben erwähnt worden ist. Neben dem *i* und dem *a* kommen im Verhältnis zu diesen Vokalen die anderen Vokale seltener vor - sie sind aber in diesem Gedicht fast ohne Ausnahme vertreten. Verschiedentlich kommt es in der Darstellung der Ereignisse zu zarten Tönungen, zu feinfühligem Stimmungsnuancen, wie z. B. in dem Vers „Die schönsten Früchte ab von jedem Baum“ oder in dem Satz „Denn heute löst sich von den Zweigen nur / Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt“. Dennoch bewirkt das häufige Auftreten des *i*, dass das Ganze zu wenig von einem tiefen Gefühl durchdrungen ist. Was die Verteilung der Vokale betrifft, ist die Vokalpalette, zu unausgeglichen, durch das zu häufige Vorkommen des *i* fehlen dem Klang die Untertöne, fehlt der Bass, der feste Boden über dem die anderen Töne sich emporschwingen. Das Ganze wirkt zu wenig bodenständig, ist zu erlesen.

In der Mehrzahl der Fälle klingen die Konsonanten und vor allem die Konsonantenverbindungen bestimmt. Dies gilt vor allem für die zwei ersten Verse der ersten Strophe: hier wird festgestellt oder apodiktisch gefordert.<sup>6</sup> In den beiden letzten Versen der Strophen, die stärker schildern und malen, die das Feierliche und Idyllische der Erscheinung deutlicher betonen, klingen die Konsonanten sanfter, ohne dass dies jedoch eine Stimmung schafft, die aus dem Gemüt hervordringt. Im zweiten Vers der Strophe 1 ist der Kontrast zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Verses bemerkenswert. Das *ft* in dem Substantiv „Luft“ und das *st* in „ist still“ lassen die einsilbigen Wörter in der ersten Hälfte noch geschlossener erklingen, als dies schon von Natur aus bei geschlossenen einsilbigen Wörtern der Fall ist. Zwischen den einsilbigen Wörtern in Vers 2 der Strophe 1 liegen kurze Pausen. In dem Prädikat „ist still“ folgen die zwei *st* unmittelbar aufeinander, eingerahmt von den beiden kurzen *i*. Die Pause, die gezwungenermaßen zwischen den beiden *st* entsteht, bewirkt, dass die beiden Wörter noch geschlossener, dass sie leicht abgehackt gesprochen wer-

---

<sup>6</sup> Sehr hart und fest klingen die Konsonantenverbindungen und Konsonantenfolgen in „Dies ist“, „Herbsttag“ und in „Die Luft ist still“ in Strophe 1.

den. Man wagt kaum mehr zu sprechen und spürt die Stille in der Natur. Im zweiten Teil des Verses deuten die leiser klingenden Konsonanten an (es fehlen die geräuschvollen Konsonantenverbindungen), dass man bei dieser Stille fast nicht mehr noch zu atmen wagt. Auch hier liegen zwischen den Wörtern, ja selbst hinter der ersten und zweiten Silbe des „atmete“ kurze Pausen, die die atemlose Stille rhythmisch nachahmen. Die zwei *t* in „atmete“ und das *k* in „kaum“ bewirken im Zusammenhang mit den Wörtern, in denen sie stehen, dass die Silben in der Wahrnehmung „als atmete man kaum“ stakkatohaft betont werden: man hält förmlich den Atem stellenweise an, damit man die Stille des Herbstes nicht stört.

Das stark logische Begründen innerhalb des Beobachteten und das Gedankliche in der Konstruktion treten in diesem Gedicht Hebbels besonders deutlich in Erscheinung. Der Leser fühlt sich in seinem tieferen Mitempfinden nicht angesprochen. Dennoch ist dieses Gedicht ein echtes Kunstwerk. Denn was der Dichter aussagen möchte, ist nicht nur treffend in Worte gefasst, es wird auch kunstvoll mit den Mitteln des dichterischen Stils gestaltet. Gehalt und Gestalt sind aufeinander abgestimmt und bilden ein harmonisches Ganzes. Der Mangel, der diesem Gedicht als Kunstwerk der Lyrik anhaftet, liegt nicht in seiner künstlerischen Form oder in der Echtheit des Ausdrucks, er ist darin begründet, dass es dem Dichter Hebbel an urtümlichen Gefühlen mangelt, die den Menschen in der Tiefe seines Herzens erfassen, oder dass Hebbel Gefühle dieser Art, wenn er sie hat, dichterisch nicht auszudrücken vermag. Hebbel durchformt das Ganze zu sehr von den Gedanken her und begründet das Dargestellte zu sehr logisch. Er äußert sich zu wenig spontan, spricht zu reflektiert. Hebbels ureigenes Gebiet ist das Drama, nicht die Lyrik. Ein Dichter, der Dramen verfasst, muss diese nach einem klaren Konzept aufbauen. In Tragödien nach klassischer Art, wie sie Hebbel geschaffen hat, müssen die einzelnen Schritte streng motiviert sein, soll nur aus einem vorangehenden Schritt heraus der nächste erfolgen. Das lyrische Gedicht aber lebt, auch wenn es nicht einer inneren Ordnung entbehrt, im letzten von Stimmungen, die als Empfindungen des sprechenden Ichs zum Ausdruck gebracht werden. Sie erfolgen spontan und bedürfen keiner strengen Begründung.